

Scary Dis-/Pleasures: „Angst“ im Zusammenhang mit Medienrezeption

Kerstin Leder

Ob in Bezug auf Alpträume oder die Furcht vor einer angeblich gefährlicher werdenden Welt, die Medien werden oft für Ängste verantwortlich gemacht, die nach Auffassung mancher Sozialkritiker unnötig oder zumindest kurzfristig sind. Derartigen Betrachtungen fehlt einerseits eine differenzierte Annäherung an das

Konzept „Angst“ und andererseits ein Ansatz, der die verschiedenen Kompetenzen und Verhaltensweisen des Fernsehschauers berücksichtigt. Das Ziel der vorliegenden Studie war es, medienbezogene Ängste anhand von Gesprächen mit Dreigenerationen-Familien in Deutschland und Großbritannien zu beleuchten.¹

Angst als Effekt

Angst wird meist als eine unserer Ur-Emotionen bezeichnet, als evolutionärer Überlebensmechanismus, der Körper und Geist die nötige Konzentration und Energie verleiht, um in Gefahrensituationen die Flucht ergreifen oder sich gegen Angriffe wehren zu können (LeDoux 1999). Der Nutzen dieses *fight and flight*-Reflexes ist unumstritten. Dennoch wird Angst oft als eine unserer „negativen“ Emotionen gesehen. Niemand möchte durch Angst seiner freien Entscheidungskraft beraubt sein oder sich im täglichen Leben eingengt fühlen. Das ist vor allem der Fall, wenn die Angst scheinbar unberechtigt ist, d. h. einer eigentlichen Gefahr unproportional gegenübersteht.

Dass fiktive Geschichten das Potenzial haben, bei ihrem Publikum Angst auszulösen, wird

in der Filmwissenschaft bekanntlich als „paradox“ thematisiert und durch die Vorstellungskraft des Publikums erklärt (Carroll 1990). Für Eltern, die sich der Medienkompetenz ihrer Kinder unschlüssig sind und diese vor traumatischen Erlebnissen bewahren möchten, stellen beängstigende Medieninhalte oft ein Problem dar. Speziell im Bezug auf Fernsehen wird diskutiert, welche Sendungen ab welchem Alter und zu welcher Sendezeit angebracht sind. Dabei können „Fehler“ unterlaufen: Scheinbar harmloses Material (Werbungen, Zeichentrickserien) kann extreme Furcht erwecken, während vermeintlich besorgniserregende Sendungen wie Gewaltfilme ihre jungen Zuschauer z. T. unbeeindruckt lassen (Buckingham 1996). Immer wieder lautet die Frage, ob und welchen möglichen „Schaden“ Kinder und Jugendliche davontragen, wenn sie Angstinhalten ausgesetzt werden.

Anmerkungen:

¹ Diese Studie ist AHRC-finanziert (www.ahrc.ac.uk).

»Dass fiktive Geschichten das Potenzial haben, in ihrem Publikum Angst auszulösen, wird in der Filmwissenschaft bekanntlich als ›paradox‹ thematisiert und durch die Vorstellungskraft des Publikums erklärt.«

»Ein wichtiges und zugleich zu erwartendes Ergebnis der Untersuchung war, dass Familien von unterschiedlichen Arten und Stärken von Angst sprachen bzw. ihre Emotionen umschreiben und genauer definieren wollten. Dabei unterschieden sie zwischen gewünschten und ungewünschten Emotionen, sprachen aber auch von gemischten Gefühlen.«

In jüngster Zeit gewann auch eine These aus den 1960er-/1970er-Jahren erneut politisches Gewicht, die Fernsehgewalt und die Verbreitung von Risikothemen für die Entwicklung einer „Angstkultur“ verantwortlich macht (Gerbner/Gross 1976; Glassner 1999; Furedi 2002). Dabei ist es aber hinderlich, den Zusammenhang zwischen Medien und Angst zu versimplifizieren. Ob in Bezug auf direkte, psychologische Reaktionen oder scheinbar unbewusste Einflüsse auf das jeweilige Weltbild eines Zuschauers, kulturwissenschaftliche und medienpsychologische Studien haben erwiesen, dass „Medienangst“ weder als singulär noch als ausschließlich negativ zu betrachten ist (Buckingham 1996; Hill 1997; Vitouch 2007). In einer Studie in Deutschland und Großbritannien ging es kürzlich darum, die Komplexität des Verhältnisses zwischen Medien und Angst mit qualitativen Mitteln zu erforschen. Der Studienhintergrund und einige der wichtigsten Ergebnisse werden hier verkürzt vorgestellt.

Theorie und Methode

Hauptanliegen dieser Studie war es, dem Verhältnis zwischen Medien und „Angst“ relativ offen zu begegnen und auf eine automatische Effektheoretisierung zu verzichten. So wurde das Projekt teilweise von Ansätzen in der *fear of crime*-Literatur beeinflusst, die einen dualen Gegensatz zwischen rationalen und irrationalen Ängsten als wenig hilfreich einstuft und stattdessen auf lokale Erfahrungen und Lebensgeschichten eingeht (z. B. Hollway/Jefferson 1997; Lupton/Tulloch 1999). Auch war die vorliegende Studie sich des eventuellen Nutzens und Vergnügens am angstorientierten TV-Konsum bewusst (Hills 2005; Vitouch 2007). Ziel war es, den Kontakt mit Zuschauern zu finden und sie über ihre emotionalen Medienbegegnungen zu befragen.

Vier deutsche und fünf britische Familien (Jugendliche im Alter von 9 bis 19 Jahren, ihre Eltern und Großeltern) führten über ein bis sechs Monate hinweg Tagebücher, in denen sie even-

tuelle Medienangsterlebnisse in eigenen Worten beschrieben.² Zudem enthielten diese *ledgers* (Francis 1998) offene Fragen über Fernsehgewohnheiten, emotionale Dispositionen (aus Sicht der Befragten) und Erinnerungen an vergangene medienbezogene Angstsituationen (d. h. Augenblicke, in denen Film und Fernsehen Ängste bewirkt oder angesprochen hatten). Die Tagebücher dienten daraufhin als Grundlage für Einzel- und Gruppengespräche.

Dabei wurde nicht davon ausgegangen, dass Unterhaltungen für bare Münze genommen oder Emotionen eindeutig und vollständig durch sprachliche Mittel ausgedrückt werden können. Stattdessen war zu erforschen, welche Medienbegegnungen für Befragte relevant waren und wie diese besprochen wurden: mit Hilfe welcher Erklärungsmuster, Empfindungen, Themen. Zwei andernfalls gegensätzliche Ansätze aus der Sozialpsychologie – Discursive Psychology (Potter/Wetherell 1987; Edwards 1999) und Interpretative Phenomenological Analysis (Eatough/Smith 2006) – lieferten die diskursanalytischen Mittel, um sowohl auf konstruktivistische („performative“) als auch auf reflektierende Momente einzugehen.

Zuschauer als private und soziale Wesen

Ein wichtiges und zugleich zu erwartendes Ergebnis der Untersuchung war, dass Familien von unterschiedlichen Arten und Stärken von Angst sprachen bzw. ihre Emotionen umschreiben und genauer definieren wollten. Dabei unterschieden sie zwischen erwünschten und unerwünschten Emotionen, sprachen aber auch von gemischten Gefühlen. Insgesamt konnten vier Rezeptionspositionen identifiziert werden, welche jedoch rein analytisch zu trennen sind und sich je nach Medieninhalt, Lebensphase oder Kontext überschneiden bzw. ändern können: *enjoyment*, *endurance*, *rejection* und *resistance*. Angst-inhalte konnten also genossen, ausgehalten oder vermieden werden, und z. T. wurde ihnen widerstanden.

² Die unorthodoxe Verteilung von Befragten geht auf Rekrutierungsprobleme zurück. Meine Ergebnisse beziehen sich hauptsächlich auf Gespräche mit 17 deutschen und 17 britischen Probanden im Alter von 9 bis 80 Jahren (zehn Interviews/Land). Dabei war es nie das Ziel, repräsentative Aussagen zu treffen, sondern komplexen Vorgängen systematisch auf den Grund zu gehen.

Ungewollte Emotionen wurden etwa ausgehalten (*endured*), wenn Befragte es für nötig hielten, sich mit schwierigen aber wichtigen Themen auseinanderzusetzen. Ebenso war es möglich, dass Sendungen innerhalb einer Gruppe ertragen wurden, weil die Gruppendynamik als Dämpfer und Modifizierer von Gefühlen diente, die andernfalls als zu intensiv empfunden wurden. Für Probanden, die sich selbst als relativ furchtlos präsentierten (*resistance*), war Angst ein schwer erreichbares Ziel, das sie meist mit Kindheitserinnerungen verbanden.³

Schemen, denen es zu folgen galt, um sich als informierte Bürgerinnen und Bürger zu zeigen. Medieninhalte (z. B. Nachrichten) fungierten so mitunter als „Beweise“, um eigene Argumente zu stärken.

Wichtig ist, dass „Angst“ selbst kein neutraler Begriff war. Je nach Situation galten Emotionen als mehr oder weniger legitim. Beispielsweise waren Befragte sich einiger Angstkulturdiskurse bewusst und darauf bedacht, sich selbst als rationale Mediennutzer zu präsentieren, gewissen Nachrichten etwa kritisch zu begegnen.

³ Natürlich sind derartige Bekundungen auch immer als performativ zu verstehen (vgl. Hills 2005).

⁴ Die Namen wurden geändert.

»Angst als *pleasure* war nur legitim, wenn Medieninhalte eindeutig als fiktiv und als Unterhaltung zu erkennen waren. Sobald erschreckende Sendungen etwa auf wahren Geschichten beruhten, mussten eigene Reaktionen entsprechend angeglichen werden. Schock und Betroffenheit waren dann die Norm – Vergnügen kaum.«

Es gab für Familienmitglieder klare Unterschiede (Hierarchien) zwischen Reaktionen, was ihr körperliches *Gefühl* anging. Hierbei wurden persönliche Grenzen oder *emotional thresholds* aufgezeigt (vgl. Hill 1997), die teils mit einer bestimmten Art von Spannung und teils mit individuellen Tabuthemen zusammenhingen (z. B. Gewalt gegen Kinder, Thematisierungen vom Tod, Kriegsrepräsentationen). Der Körper spielte hier eine „bedeutende“ Rolle, wobei physische Reaktionen als Teil der eigenen Emotionsgeschichte interpretiert wurden. So war es möglich, dass Angstobjekte und -empfindungen sich im Laufe eines Lebens oder je nach Sichtweise („Sichtweise“) änderten. Zuschauer waren nicht auf eine Identität (soziodemografische Nische) beschränkt, sondern sahen – wie im Fall einer britischen Befragten – mal als Mutter, mal als Krankenschwester, mal als Sci-Fi-Fan und mal als Mitglied der britischen Gesellschaft fern.

Folglich gab es oft Diskrepanzen zwischen persönlichen und „geborgten“ (*borrowed*) Diskursen. So verstrickten sich Befragte in Widersprüche, wenn ihre eigenen Realitäten von makroskopischen Beschreibungen der Gegenwart abwichen. Es war möglich, dass Familienmitglieder ein negatives Bild der Gesellschaft zeichneten und sich somit als Angstopfer offenbarten, sich selbst aber eigentlich unbetroffen sahen. Angstdiskurse waren dann einstudierte

Das bedeutet natürlich nicht automatisch, dass sie gegen etwaige Medieneinflüsse immun sind. Zumindest verkompliziert es aber das Bild des passiven Angstrezipienten, der dem Übermaß an Risikomeldungen machtlos und unreflektiert gegenübersteht.

Angst als *pleasure* war nur legitim, wenn Medieninhalte eindeutig als fiktiv und als Unterhaltung zu erkennen waren. Sobald erschreckende Sendungen etwa auf wahren Geschichten beruhten, mussten eigene Reaktionen entsprechend angeglichen werden. Schock und Betroffenheit waren dann die Norm – Vergnügen kaum. Das Fernsehen galt der Unterhaltung (und Information) und war daher unter anderen Maßstäben als das wirkliche Leben zu betrachten. So fielen einem britischen Geschwisterpaar Diskrepanzen zwischen unserer und der Fernsehwelt in Bezug auf Häufigkeit und Heftigkeit gewisser Gewaltakte auf: „Life isn't all killing“ (Patrick, 9) und „they have to make videos about it, cos it doesn't really happen“ (Yasmine, 13).⁴

Angst im „wahrsten“ Sinne des Wortes war meist für reale Lebenssituationen reserviert. Medien waren durchaus in der Lage, „reale“ Ängste zu bewirken; jedoch geschah dies nicht immer auf direktem Wege. Für eine deutsche Mutter war jegliche Thematisierung von Gewalt beängstigend, weil sie darin mit Gedanken anderer Menschen (Autoren miteinbezogen) konfron-

tiert wurde, die mit ihrer eigenen, harmoniebedürftigen Welteinstellung nicht zu vereinbaren waren. Gewalt stellte jedoch nur *eine* (komplexe) Angstquelle dar. Woanders lösten Handlungsteile einer britischen Soap Sorgen aus, weil Zuschauer sich der allzu negativen Darstellung einer lesbischen, dem Alkohol verfallenden Mutter bewusst wurden. Das Unbehagen bezog sich darauf, dass solche Repräsentationen homosexueller Figuren es womöglich vermochten, Vorurteile in der Bevölkerung zu stärken. Generell wurden Inhalte also nicht nur auf die eigene Person bezogen, sondern auch hinsichtlich dessen interpretiert, wie sie auf andere Zuschauer wirken mochten. Befragte stellten dabei Laientheorien von Emotionen und Medienvorgängen und -effekten auf, die das eigene Rezeptionsmuster beeinflussten.

Kulturelle und altersspezifische „Spuren“

Anhand des qualitativen Forschungsansatzes können länder- und generationsspezifische Beobachtungen nicht verallgemeinert werden. Das leicht adaptierte Konzept der *cultural traces* (Götz u. a. 2005) macht einen Vergleich dennoch ansatzweise möglich. Länderspezifische Referenzen waren Soaps und bewährte BBC-Serien in Großbritannien (*EastEnders*, *Coronation Street*, *Doctor Who*) und Krimis in Deutschland (z. B. *Tatort*, *Ein Fall für zwei*). In Großbritannien wurde speziell auf unvergessliche „öffentliche“ Ereignisse hingewiesen, bei denen es oft (aber nicht ausschließlich) um Gräueltaten gegen Kinder ging (z. B. die Moor-Verbrechen der 1960er-Jahre, der Mord an Jamie Bulger im Jahre 1993). Derartige Geschichten nährten existenzielle Fragen über das „Böse“ im Menschen und wurden von Befragten oft gedanklich im Rahmen finsterner Weltanschauungen verbunden. Wie zuvor bildeten eigene „Lebenswelten“ oft eine Ausnahme zur allgemeinen Regel.

Während Diskurse von gesellschaftlichem und medialem Wandel britische Gespräche be-

gleiteten, sprachen deutsche Befragte wiederholt von Sorgen über den Arbeitsmarkt, Immigration und – besonders im Fall der Großeltern – von persönlichen Kriegserlebnissen. Die Pariser Unruhen im Sommer 2005 fungierten hier als Sprungbrett, um die Zukunft des eigenen Landes zu diskutieren. Die Medien wurden in beiden Ländern kritisch als (Entertainment-) Industrie betrachtet. Jedoch schien das Vertrauen in Nachrichten und Politik unter deutschen Befragten größer zu sein. Deutsche (Groß-) Eltern fühlten sich generell gut informiert, was Themen wie Vogelgrippe anging. Britische Probanden fragten sich vereinzelt, ob ihnen eventuell wichtige Informationen vorenthalten wurden. Unter den Jugendlichen wurden Nachrichten nur selten angeschaut.

Der 11. September 2001 diente in beiden Ländern als Gesprächsthema, war aber eher mit Empathie als mit Angst verbunden. Ein wichtiges Erklärungsmuster waren *empfundene* Geografien oder Gruppenzugehörigkeiten. So waren 9/11 und die Londoner Bombenangriffe im Juli 2005 signifikant, wenn Befragte (mögliche) Opfer kannten, was in Großbritannien eher der Fall war, oder wenn die Anschläge makroskopisch als muslimische Angriffe auf den Westen und damit quasi auf sich selbst betrachtet wurden. So reflektierte ein deutsches Ehepaar zunächst über die Distanz und dann über die Nähe zu den New Yorker Ereignissen. Interessanterweise waren Jugendliche in beiden Ländern oft zu jung, um sich direkt an 9/11 zu erinnern und dem Datum ähnliche Bedeutung beizumessen.⁵

Beziehungen zwischen Angst und Alter stellen ein wichtiges, wenn auch paradoxes Erklärungsmuster dar. Beispielsweise war zu erkennen, dass die Generationen sich gegenseitig für „unausgerüstet“ hielten, mit Angst- und anderen Medieninhalten umzugehen (vgl. Hill 1997). So sorgte sich ein Elternpaar um die Kompetenz seiner Kinder, die sich der Veränderung des Fernsehens – von pädagogisch wertvoll zu brutal und

»Beziehungen zwischen Angst und Alter stellen ein wichtiges, wenn auch paradoxes Erklärungsmuster dar. Beispielsweise war zu erkennen, dass die Generationen sich gegenseitig für ›unausgerüstet‹ hielten, mit Angst- und anderen Medieninhalten umzugehen.«

5 Die Studie entstand in den Jahren 2005/2006.

»Nicht zuletzt bleibt darauf hinzuweisen, dass der länder- und generationenvergleichende Ansatz die Signifikanz persönlicher Lebensgeschichten verstärkt zum Vorschein brachte.«

reißerisch – möglicherweise nicht bewusst waren. Der Nachwuchs sprach von ähnlichen Entwicklungen, sah sich diesen aber gewachsen. Ihrer Meinung nach waren ihre (Groß-)Eltern „angstanfälliger“, weil sie Filme gewohnt waren, die im Vergleich zu heutigen Maßstäben lachhaft sind: „In the olden days films that used to scare them, which we watch *now*, and we're just like, like *The Exorcist* [...]. That was scary for them, but now cos society has moved on, you just look at that as a thing in the past, you need something newer [...] and more frightening [...]. So I reckon that my grandma and granddad are probably scared a lot easier than my parents, and my parents more than us” (Nina, 16). So führten Effektdiskurse auf der einen und Bewältigungsansprüche auf der anderen Seite dazu, dass Eltern und Jugendliche sich gegenseitig in einer Art Zeitvakuum sahen.

Nicht zuletzt bleibt darauf hinzuweisen, dass der länder- und generationenvergleichende Ansatz die Signifikanz persönlicher Lebensgeschichten verstärkt zum Vorschein brachte. Georg, ein Großvater aus Deutschland, berief sich beispielsweise wiederholt auf seine Erfahrungen als Sudetenflüchtling, die ihn als Kind derartig geprägt hatten, dass er Medieninhalten auch heute noch in Anbetracht dieser Erinnerungen begegnet, ob sie nun direkt von Kriegen handeln oder nicht. Seinen (Enkel-)Kindern fehlt ein entsprechendes Bezugssystem.

Zusammenfassend problematisiert diese Studie Forschungsansätze, die sich *nur* etwaigen Medieninhalten oder *nur* der individuellen, als „feststehend“ gesehenen Psyche (oder sozialen Herkunft) des Zuschauers widmen. Um medienbezogene Ängste zu verstehen, müssen persönliche und soziale (*social*) Dimensionen in all ihrer Komplexität berücksichtigt werden. „Angst“ ist als flexibles (*fluid*) und mannigfaches Phänomen zu betrachten. Wie so oft, geschieht dies vielleicht am besten durch eine Kombination qualitativer und quantitativer Methoden.

Literatur:

Buckingham, D.:
Moving Images.
London 1996

Carroll, N.:
The Philosophy of Horror.
New York 1990

Eatough, V./Smith, J. A.:
„I was Like a Wild Wild Person“. In: *Brit. Journal of Psychology*, 97/2006, S. 483–498

Edwards, D.:
Emotion Discourse.
In: *Culture & Psychology*, 5/3/1999, S. 271–291

Francis, G.:
The Use of a Patient Diary in Health-Care Research.
In: *Brit. Journal of Therapy and Rehabilitation*, 5/7/1998, S. 362–364

Furedi, F.:
Culture of Fear.
London 2002

Gerbner, G./Gross L.:
Living with Television. In: *Journal of Communication*, 26/2/1976, S. 172–199

Glassner, B.:
The Culture of Fear.
New York 1999

Götz, M./Lemish, D./Aidman, A./Moon, H.:
Media and the Make-Believe Worlds of Children.
Mahwah N. J. 2005

Hill, A.:
Shocking Entertainment.
Luton 1997

Hills, M.:
The Pleasures of Horror.
London 2005

Hollway, W./Jefferson, T.:
The Risk Society in an Age of Anxiety. In: *Brit. Journal of Sociology*, 48/2/1997, S. 255–266

Leder, K.:
Audiences Talking „Fear“.
A Qualitative Investigation. [unveröffentlichte Dissertation]. Aberystwyth 2009

LeDoux, J.:
The Emotional Brain.
London 1999

Lupton, D.:
The Emotional Self.
London 1998

Lupton D./Tulloch J.:
Theorizing Fear of Crime.
In: *Brit. Journal of Sociology*, 50/3/1999, S. 507–523

Potter, J./Wetherell, M.:
Discourse and Social Psychology. London 1987

Vitouch, P.:
Fernsehen und Angstbewältigung.
Wiesbaden 2007

Dr. Kerstin Leder promovierte 2009 mit der Studie *Audiences Talking „Fear“: A Qualitative Investigation* an der Universität von Aberystwyth in Großbritannien. Sie ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Participations“, die sich der Publikumsforschung in verschiedenen kulturellen und medialen Kontexten widmet (www.participations.org).

